



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

Handglossen zu Hecker's und v. Tschstein's Ausweisung aus Preußen.

Verurtheile Niemanden ungehört, — eine goldene Regel, deren Befolgung ich nicht blos von Andern verlange, sondern auch selbst gegen Andere in Anwendung zu bringen wenigstens bemüht bin. Ohne Zweifel sind auch die Regierenden Menschen, und können billigerweise fordern, daß nicht ungehört über sie und ihre Maaßregeln abgeurtheilt wird, und auf den Grund dieser Erwägung bin ich gewohnt, bis auf weitere Aufklärung eine Zeitlang mein Urtheil zu verschieben. Ich habe mir also bisher auch über die verdrießliche Ausweisung Hecker's und Tschstein's keine bestimmte Meinung zu bilden gewagt, sondern in wahrhaft musterhafter deutscher Geduld zugewartet und mir sogar das Vergnügen erlaubt, dessen ich sonst stets entsage, Tag für Tag die Allgemeine Preussische Staatszeitung zu lesen.

Es wird wohl noch Manchem außer mir ebenso gegangen sein. Wir haben also gewartet. Indessen Alles hat seine Zeit, auch die Geduld. Es ist eine Woche nach der andern verflossen, und auch die Spree der Preussischen Allgemeinen Zeitung ist täglich vorbeigelaufen, läuft vorbei und wird vorbeilaufen, ohne eine Aufklärung zu bringen.

Labitur et labetur ad omne volubilis aevum!

Ich fürchte, der Augenblick ist nicht weit, da von diesem Ereigniß nicht mehr gesprochen werden wird. Sollte es mir wirklich gehen, wie dem Bauer im Haag und wie den Deutschen mit der Pressfreiheit! Diesem Schicksal ist zu entrinnen, und es wird mir das um so leichter, als mir eben einfällt, daß ja die Herren Hecker und von Tschstein auch ungehört verurtheilt worden sind, und man nicht die mindeste Geduld mit ihnen gehabt hat.

Aber eine Vorichtsmaaßregel will ich dies Mal doch anwenden — deutsche Gründlichkeit. Betrachten wir also die Ausweisung Hecker's und von Tschsteins

I. an und für sich;

II. in ihren Verhältnissen;

a) in Bezug auf die preussische Regierung als activum.

b) in Bezug auf die Herren Hecker und v. Jhstern als passivum.

c) in Bezug auf das deutsche Publicum als deponens oder medium.

ad I. An und für sich hat diese Maassregel durchaus nichts Außerordentliches. Man gewöhnt sich am Ende an Alles, auch an deutsches Sauerkraut, sagt der Franzose. Es gibt kein deutsches Staatsbürgerrecht, weder thatsächlich, noch nach dem deutschen positiven Staatsrecht. Wer sich die Mühe nehmen will, Klüber's Handbuch nachzuschlagen, der wird darüber nicht im mindesten in Zweifel sein. Die gelehrten Deductionen, daß ein solches vorhanden sei, werden neulich eine rheinische Zeitung mittheilte und die ich, wenn ich nicht irre, ziemlich gleichlautend bereits im Jahre 1832 im seligen Freisinnigen gelesen, — sie beweisen eben weiter nichts, als daß das Dasein desselben des Beweises bedarf. Was vorhanden ist, braucht keinen Beweis. Wenn nun aber darauf Klagen über die Verletzung des deutschen Staatsbürgerrechts gebaut werden, so ist das eine reine Selbsttäuschung, seit 1815 in Deutschland sehr beliebt, aber nicht sehr politisch. Man spiegelt sich vor, daß Mängel ausgefüllt seien, während sie die Ursache unsers Mißbehagens sind. Soll aber geholfen werden, so ist die erste Bedingung doch die, daß man dem Uebel herzhast in die Augen sieht, daß man es erkennt, statt die Augen zu verschließen und sich mit Täuschungen zu verblenden, von deren Nichtigkeit uns die Wirklichkeit täglich fühlbare Beweise liefert. Hätten wir ein deutsches Staatsbürgerrecht, so könnte allerdings jeder Staatsbürger eines deutschen Bundesstaates den Aufenthalt in jedem Bundesstaat als ein Recht in Anspruch nehmen. Der Genuß dieses Rechtes könnte ihm immerhin entzogen oder geschmälert werden, aber nur auf gerichtlichem Wege. Wir haben aber keins. Der Deutsche fällt in jedem andern Bundesstaate, wie der Engländer oder Franzose oder Russe, der Fremdenpolizei anheim und hat nicht mehr Rücksichten als diese zu erwarten, ja, im Grunde, — die Erfahrung beweist es, — weniger, denn wir haben keine mächtigen Gesandten, die uns im Falle der Verletzung unserer Interessen schützen könnten. Das ist freilich hart, aber die Wahrheit ist nun einmal kein Rosenpfehl. In constitutionellen Staaten sind gewöhnlich Fremden Gesetze; so in Frankreich und England, und die Regierung ist für Beobachtung derselben den Häusern oder Kammern verantwortlich. Hierzu kommt, daß in constitutionellen Ländern der Fürst als geborner Volksvertreter, mit den Häusern oder Kammern ein einiges, unzertrennliches Ganze ausmacht, unter welchem die ministerielle Gewalt oder Regierung steht. Unsere deutschen Staaten sind aber ohne alle Ausnahme rein monarchisch, indem die fürstliche Macht und die ministerielle Gewalt ein unzertrennliches Ganze bilden, Staaten, in denen eine Volksvertretung, wie in Baden, oder eine Vertretung von Ständen des Lan-

des, wie in Sachsen, Baiern und sonst, oder Provinzialstände, wie in Preußen, thatsächlich eine mehr oder weniger untergeordnete Stellung einnehmen und in denen eine solche ministerielle Verantwortlichkeit, wie in constitutionellen Staaten, unausführbar ist. Die Minister werden sich immer mit dem Schilde der in der Person des Fürsten concentrirten Majestät des Staates decken, vollends in Preußen, wo man aus der Aufrechthaltung der absoluten Monarchie einen Ehrenpunkt zu machen scheint. Unter solchen Umständen kann es sich also gar nicht um Geselligkeit in Angelegenheiten der Fremdenpolizei handeln; sondern lediglich um die Verwaltungsgrundsätze, welche man gewohnt ist, dabei in Ausübung zu bringen. Zu Anfange der letzten dreißiger Jahre scheinen nun hierüber, wie über die Presse und andere Angelegenheiten, unter den deutschen Regierungen gemeinsame Verabredungen getroffen worden zu sein. Denn als man in Süddeutschland, namentlich in Baiern, Württemberg und Baden 1832 gegen die damaligen Volksbewegungen anfang ernstliche Maaßregeln zu ergreifen, war eine der ersten die, daß man die norddeutschen Schriftsteller, welche sich im Vertrauen auf die dort angepriesene größere Freiheit hingezogen hatten und auf der Seite der Opposition standen, sammt und sonder auswies. In den desfallsigen politischen Erlassen hieß es: Da ein Angehöriger eines andern Landesstaats den Aufenthalt in einem andern als in dem seinigen nicht als ein Recht in Anspruch nehmen könne, so ziehe man die Aufenthaltsbewilligung zurück. Man betrachtete die Aufenthaltserlaubniß als eine Concession; wer sie erhielt, konnte dafür dankbar sein, wer sie aber nicht bekäme, der würde in seinen Rechten nicht verletzt und hätte also auch keinen Beschwerdegrund. Das sind nun die in Deutschland allgemeinen, seit einer Reihe von Jahren geltenden Grundsätze der Fremdenpolizei, und sie werden hauptsächlich gegen solche angewandt, welche auf der Liste der politisch Gefährlichen und Verdächtigen stehen. Die Süddeutschen haben in der That keine Ursache, so großen Lärm über Hecker's und Thstein's Ausweisung zu machen und damit eine Quelle des Preußenhasses zu eröffnen; denn rechnet man alle seit 1832 in Deutschland aus politischen Gründen erfolgten polizeilichen Ausweisungen zusammen, so fällt bei weitem die größte Mehrzahl auf die süddeutschen Staaten, und die preußische Polizei hat in diesem Punkte noch viel nachzuholen, ehe sie sich einer ebenso erfolgreichen Thätigkeit rühmen könnte, wie die bayerische und badische, welche in den Jahren 1832 und 1833 namentlich wirklich Enormes in diesem Fache geleistet haben. Den Anfängen muß Widerstand geleistet werden, damals aber wurde die Sache wenig beachtet, und wenn die Betroffenen nicht selbst in den Zeitungen sich geregt hätten, würde wahrscheinlich gar nicht davon gesprochen worden sein. Jetzt, da diese Grundsätze beinahe anderthalb Jahrzehnte in den deutschen Bundesstaaten in Anwendung gebracht wor-

den sind, kommt die Verwunderung darüber etwas spät. Indessen die Erscheinung ist bemerkenswerth. Man schenkt auf einmal in Deutschland einer von den politischen Ausweisungen, welche seit 1830 so häufig vorgekommen sind, allgemeine Aufmerksamkeit. Durch die Ausübung der Grundsätze der Fremdenpolizei gegen Deutsche, die vertrauensvoll in einem andern deutschen Bundesstaate sich angehehelt und eine Existenz gegründet hatten, die wie durch einen Schlag aus heiterem Himmel vernichtet wurde, ist seit 1830 in den süddeutschen Staaten namenloses Elend über Einzelne und einzelne Familien gekommen, — über Familien, die nicht selten für immer dadurch getrennt wurden. Man weiß das kaum, Viele werden es nicht einmal glauben, — aber bei der Ausweisung Hecker's und v. Tzstein's — allgemeine Theilnahme, Verwunderung, Entrüstung. Welches große Unglück ist denn geschehen? Nichts weiter, sagt man, als die Unterbrechung einer Vergnügungsreise. Diese Entrüstung gilt also eigentlich nicht der Maaßregel, sondern den Personen, die sie getroffen. Um die allgemeine Aufmerksamkeit auf diesen wunden Fleck, auf diese Blöße der deutschen Zustände zu richten, mußte v. Tzstein und Hecker ausgewiesen werden. Ei nun, wenn die Sachen sich so verhalten, und ich glaube, man wird sie bei genauerer Prüfung nicht anders finden; dann muß ich gestehen, kann ich in der Ausweisung v. Tzstein's und Hecker's an und für sich nichts Beflagenswerthes finden; sie ist Veranlassung geworden, endlich einmal überall in ganz Deutschland auf den Riß, der zwischen den Bürgern verschiedener Bundesstaaten liegt, einen Blick zu werfen; das ist sehr erfreulich; — vielleicht wird sie Veranlassung werden, daß man sich mit dem Traumbilde eines deutschen Staatsbürgerrechtes nicht wieder in süßen Schummer wiegt, daß man die Sachen sieht, nicht wie man sie wünscht, sondern wie sie sind, und daß man, nach der Erkenntniß der Krankheit, auch die Mittel findet, sie zu heilen; das würde noch viel erfreulicher sein.

ad II. a) Täuscht nicht Alles, so ist die Ausweisung Hecker's und v. Tzstein's die Folge der Angeberei eines geheimen Agenten der preussischen Polizei. Vielleicht bringt dieser Fall die Wahrheiten zur Auerkenntniß, daß es besser ist, mit eigenen Augen zu sehen, als sich anf feile Söldlinge zu verlassen, und daß die beste geheime Polizei auf dem Gebiete der Politik die vollständigste Oeffentlichkeit ist. Eine absolute Monarchie gleicht einem Gebäude ohne Fenster; die Oeffentlichkeit ist das Licht und die Fenster eines Staates; je mehr Oeffentlichkeit, desto mehr Fenster, desto mehr Licht. Dem unverdorbenen Sinne des Menschen widerstrebt Heimlichkeit wie die Finsterniß; er strebt nach Licht, nach Oeffentlichkeit. Sollten denn die Deutschen weniger Menschen sein, als die Engländer oder Amerikaner?

Wäre Alles bei uns öffentlich, wie in England, könnten wir

unsere Angelegenheiten in öffentlichen Versammlungen, in Meetings, besprechen, wie in England; wozu bedürfte es dann der geheimen Polizei in politischen Angelegenheiten? (denn gegen gemeine Verbrecher, das Gesindel der Nacht, wird sie unentbehrlich bleiben.) Hat die englische Regierung gegen den größten Volksaufreger neuester Zeit, gegen D'Connel, sich geheimer Polizei zu bedienen brauchen? D'Connel hat öffentlich geredet, die Regierung hat öffentlich Stenographen hingefandt, sie hat mit eigenen Augen gesehen und gehört, die Geschwornen haben verurtheilt, und eine der größten Volksbewegungen hat sich zur Ruhe begeben. Aber die geheime Polizei auf dem Gebiete der Politik ist auch noch aus andern Gründen verwerflich. Nirgends bewährt sich der Spruch: Sucht und ihr werdet finden, mehr als in Bezug auf geheime Polizei; aber was findet man? Sollten keine Verschwörungen, keine staatsgefährlichen Umtriebe vorhanden sein, — man brauchte nur eine geheime Polizei einzurichten, und sofort würden welche da sein, je zahlreicher die Agenten, desto zahlreicher die Umtriebe. Es ist sehr natürlich; diese Menschen werden bezahlt und wollen leben; sie werden also eine Mücke in einen Elephanten verwandeln, oder als Anreizer (*argento provocatores*) wirken und wo nichts ist, etwas anstiften, nebenbei wohl auch gegen den oder jenen eine persönliche Rache ausüben. Gewiß sind auf solche Weise Viele unschuldig hingeopfert worden. Die wahren Verschwörungen aber, die natürliche Folge der Entziehung der Oeffentlichkeit, sie sind nicht von der geheimen Polizei entdeckt worden; sondern entweder durch die Gewissensbisse der Theilnehmer, oder durch Nachlässigkeit, oder durch Zufall. Durch das Aufsehen welches die Ausweisung Hecker's und v. Tschstein's gemacht hat, wird die preussische Regierung vielleicht veranlaßt, über die Wahrhaftigkeit des Angebers Untersuchungen anzustellen, und wenn sie sich, wie sehr wahrscheinlich, von der Unschuld der beiden Reisenden überzeugt, anerkennen müssen, daß auf dem Gebiete der Politik Oeffentlichkeit mehr werth ist als geheime Polizei. Die Oeffentlichkeit verlangt weder unschuldige Opfer, welche von der geheimen Polizei unzertrennlich sind, noch verleitet sie die Regierung zu solchen Fehlern, wie die Ausweisung Hecker's und v. Tschstein's einer ist.

ad II. b) Es wird vielleicht nicht ohne Nutzen sein, bei dieser Veranlassung viele badische Abgeordnete der linken Seite, welche noch jetzt in der Kammer sitzen, an das Jahr 1832 zu erinnern. Wer die freisinnigen Blätter, das Würzburger Volksblatt, den Westboten, den Freisinnigen, die deutsche Tribüne damals gelesen, der weiß, was die badischen Abgeordneten der linken Seite damals gethan, was sie gesprochen, er weiß auch, was sie unterlassen haben. Was sagten sie namentlich? — und es ist jetzt noch gedruckt zu lesen. Das badische Volk hat jetzt Pressfreiheit

erungen, bald werden wir Schwurgerichte und alle Garantien eines constitutionellen Rechtszustandes haben; wir haben keine Zeit, uns mit den übrigen Deutschen zu beschäftigen, wir müssen für uns selbst sorgen; mögen die übrigen deutschen Staaten dem herrlichen Beispiele Badens folgen und sich selbst dieselben Freiheiten erringen. Zuerst die Freiheit, dann die Einheit! so lautete der Wahlspruch. Es sprach sich der entschiedenste Absonderungsgeist aus, der unter dem Namen des badischen Patriotismus und Liberalismus ziemlich bekannt war. Aber zu welcher Zeit? in demselben Augenblicke, wo in Baiern purifizirt wurde, wo die liberale Partei in Baiern vernichtet wurde. Seht, sagte man damals zu den liberalen badischen Abgeordneten, die Männer, welche man jetzt in Baiern aus dem Lande weist oder in's Gefängniß steckt, sie wollten nichts Anderes als Ihr, keine Ungefestigkeit, keine Unordnung, nichts als dasjenige, worin sie das Heil des Vaterlandes erblicken, einen constitutionellen Rechtszustand. Mit Baiern, dem Hauptpunkt, fängt man an, — auch an Baden wird die Reihe kommen. Aber man hielt es für unglaublich und beharrte auf dem badischen Liberalismus. Seht, sagte man ihnen, jetzt verweist man Georg Fein, weil er an der Redaction der „deutschen Tribüne“ theilgenommen, jetzt verweist man Eisenmann und andere Herausgeber von Zeitungen, — später wird die Reihe an die Abgeordneten selbst kommen. Man nannte das Ueberspanntheiten, Uebertreibungen und beharrte auf dem badischen Absonderungsgeist. Ich habe das Alles selbst mit angesehen, selbst mit angehört. Nun, wer nicht hören will, muß fühlen. Die letzten dreizehn Jahre haben bewiesen, daß der Satz: zuerst Freiheit dann Einheit, ein grundfalscher, verderblicher ist; nein: zuerst Einigkeit, deutsche Bruderliebe, und dann Freiheit. Sondert Euch ab, trennt Euch und Ihr werdet niemals frei werden!

ad II. c) Ohne Zweifel ist es erfreulich, daß in Deutschland eine allgemeine Theilnahme bei dieser Gelegenheit gezeigt, daß man sich vielfach ausgesprochen hat; indessen kommt es dabei doch sehr auf das Was und das Wie an.

Es sind viele Aeußerungen gefallen, die gegen den Grundsatz verstoßen, den der Freisinnige nie aus den Augen verlieren sollte: verdamme nicht ungehört! — und das ist unrecht und erzeugt nur Erbitterung. Es sind viele Aeußerungen gefallen, die eine große Unkunde der Verhältnisse, der deutschen Zustände, der Personen, der deutschen Gesetzgebungen und des Völkerrechts verrathen; — das ist unklug und erzeugt bei den Gegnern nur Verachtung. Es sind aber auch Aeußerungen gefallen, welche die liberale Sache förmlich verleugnen und eine sonderbare Gesinnungslosigkeit verrathen. Man hat gesagt, den Abgeordneten Hecker und v. Tschlein sei durch die Ausweisung eine große Schmach wiederfahren. Wenn die Anhänger

der jetzigen preussischen Regierung so sprechen, so ist das sehr verzeihlich und natürlich. Ich meines Theils glaube, den Abgeordneten v. Tzstein und Hecker ist dadurch eine große Auszeichnung geworden. Die preussische Regierung hat durch diese Maasregel anerkannt, daß die beiden badischen Abgeordneten so mächtige, entschiedene, einflußreiche Vertheidiger des constitutionellen Systems, so gefährliche Gegner des preussischen Regierungssystems sind, daß ihnen kein Aufenthalt dormalen in Preußen gestattet werden kann.

Man wird sich über die vielen ungeschickten Aeußerungen, die bei dieser Gelegenheit veröffentlicht worden sind, weniger wundern, wenn man bedenkt, wie sie zum Theil zu Stande gekommen sind; Einer, der sich berufen fühlt, die Gedanken und Meinungen zu beherrschen, und uns zu dictiren, was wir bei dieser Gelegenheit zu sagen haben, setzt sich nieder, schreibt eine Adresse an Tzstein und Hecker, legt sie an verschiedenen Orten hin und fordert nun zur Unterzeichnung auf. Wehe dem, der sie nicht unterzeichnet! Er ist zum mindesten ein furchtsamer Hase. Dieser großartige Liberale oder wohl gar Radicale bedenkt nicht, daß in demselben Augenblicke, wo er von den Regierungen Pressfreiheit verlangt, er selbst die Achtung vor der Freiheit, der Meinung seiner Mitbürger aufs gröblichste verletzt, und daß Niemand, der Gefühl für Selbstständigkeit und geistige Freiheit hat, sich dazu hergeben wird, blindlings zu unterschreiben, was ein Einzelner ihm mit bewundernswerther Arroganz vorschreibt. Eine solche Zumuthung würde in jedem freieren Lande, wo nicht Jahrhunderte lange Knechtschaft das Gefühl für Anstand und Würde abgestumpft hat, unerhört sein. Will man in England z. B. eine derartige Adresse zu Stande bringen, so erlassen Einige, die sich gewöhnlich nicht einmal nennen, einen Aufruf zu einer Versammlung, um in dieser Versammlung eine Adresse zu entwerfen, zu berathen und zu beschließen. Hier unterwirft sich der Einzelne der Mehrheit, er schließt sich an, wenn er auch nicht mit dem Einzelnen übereinstimmt, denn die Mehrheit hat die Verantwortung übernommen; aber eine Adresse unterzeichnen, ohne vorhergegangene Berathung und Beschluß einer Versammlung, heißt blindlings seine geistige Freiheit aufgeben. Wann werden wir anfangen, Freiheit nicht bloß zu verlangen, sondern auch Anderen zu gewähren? — Mit kurzen Worten: die Ausweisung Hecker's und v. Tzstein's scheint mir für die constitutionelle Sache nützlich, für sie selbst nichts weniger als eine Schmach, und für alle Uebrigen eine günstige Veranlassung zu lehrreicher und erbaulicher Betrachtung.

Dr. Carl Krause.

II.

Wandereien aus Leipzig.

Wie auf alten Thurmuhren beim zwölften Glockenschlage plötzlich eine Reihe von Figuren und Männlein heraustritt, die gravitatisch

unter dem Zifferblatt hinwegschreitet, so kann man in Leipzig regelmäßig mit dem Schlage der ersten Nachtigall eine Reihe von Fremden durch diese Stadt der Mitte reisen sehen, die caravanenweise sich ablösen von dem ersten Frühlingstage bis spät in den Herbst. Kaum ist die Ostermesse mit ihrem langen Zuge von Handelsleuten aus allen Enden der Welt, mit ihren Buchhändlern und Geistesmählern verklungen, so trippeln die Badeärzte aus den böhmischen und schlesischen Brunnen- und Badeorten mit zierlichen Schritten herbei und suchen sich an den Wirthstafeln und in den Häusern berühmter praktischer Aerzte liebenswürdig und gelehrt zu zeigen. Die Champagner- und Musterreisenden sind jetzt nicht mehr die einzigen, die zum Ruhme und Heile ihrer respect. Fabriks- und Handlungshäuser durch die Welt ziehen, auch die Wissenschaft ist von ihrer Höhe herabgestiegen und sendet ihre Commisvoyageurs aus, die von einer Thüre zur andern ziehen und sich anfragen: gibt es nichts zu schwächen, nichts zu handeln? Die Concurrrenz der Badeärzte ist so groß geworden, daß die Herren nicht mehr sich begnügen können, in den Badestädten mit geduldiger Würde abzuwarten, was der liebe Gott ihnen an Podagra, Keuchhusten und Leberverhärtungen in's Haus schicken werde, sondern sich selbst auf den Weg machen, um Kunden zu sammeln und namentlich mit den gesuchtesten praktischen Aerzten in großen Städten Verträge abzuschließen, damit diese die Patienten, die sie nach einem Bade- oder Brunnenort senden, mit der genauen Adresse und den wärmsten Empfehlungen des contrahirenden Badearztes versehen. Diese moderne Wendung der Wissenschaft soll bereits bis zu einem solchen Raffinement ausgebildet sein, daß förmliche Procente festgesetzt sind, die der Badearzt von jedem ihm zugewiesenen Kranken dem zuweisenden Hausarzte abzuliefern hat. Vielleicht wird die Wissenschaft, um echt gründlich zu sein, bald ein Schema entwerfen, worin genau festgesetzt wird: ein Podagra vierwöchentlicher Kur 10 Procent, Hämorrhoiden 8 Procent, ein Nervenleiden 12 Procent, ein russischer Fürst 15 Procent, ein Engländer 18 Procent, ein deutscher Fürst 9 Procent, ein jüdischer Banquier 10 Procent, ein Landedelmann 5 Procent u. s. w.

Nachdem die Badeärzte vorüber sind, kommt die junge österreichische Literatur über die dunklen Böhmengebirge herabgezogen, eine rührende Familie von Auswanderern mit pochendem Herzen, schüchternen Blicken, riesengroßen Erwartungen und vor allem mit dem obligaten, lyrischen Manuscripte im kleinen Koffer, mit dem Päckchen poetischer Banknoten, die sie im Verborgenen dem Fiscus glücklich entzogen und für die sie sich jetzt ein ganz Stück Land von Unsterblichkeit ankaufen wollen im deutschen Dichterurwald. Arme Auswanderer! Ihr habt Euch die neue Welt so idealisch gedacht und der deutsche Yankee reißt Euch aus Euren Illusionen. Eure Havreschiffe landen

bei Reclam junior, dem großen Kaufhaus österreichischer Jugendmanuscripte, und Ihr habt noch von Glück zu sagen, wenn Ihr nicht völlig Schiffbruch leidet.

Nach den reisenden Literaten kommen die Schauspieler aus Nord und Süd, die bei Sturm und Koppe oder in dem Theaterbureau von Koffka neue Engagements suchen, kommen die Hoffängerinnen und Heldenspieler, die während des Ferienmonats allergnädigst ihr Licht an unhöfischen Bühnen leuchten lassen, es kommen die reisenden Directoren, die Menschenjagd treiben, und große Talente mit kleinen Gagen zu schießen suchen.

Lassen wir die Fremden, die Leipzig in den letzten Wochen besuchten, eine kleine Revue passiren. Als Alterspräsident möge Herr von Hormayr voranschreiten, der bei Brockhaus eine zweite Auflage seines „Aufstandes in Tyrol“ aus der Taufe hob und uns zugleich die ersten Exemplare seiner Anemonen (Sena bei Frommann, zwei Bände) als Angebinde mitbrachte. Er ist ein rüstiger Greis von 64 Jahren, dessen österreichischer Dialect mit seiner bairischen Ministerresidentenwürde in Widerspruch steht. Die literarische Beweglichkeit dieses alten Herrn geht Hand in Hand mit seiner politischen, und er hält in seinen Stellungen eben so wenig lange bei einem Capitel aus, wie in seinen Büchern. Die Schriften Hormayr's gemahnten mich oft an einen vollgefogenen Schwamm; wenn man drückt, so rieselt es aus hundert Poren zugleich. Ungeordneter schrieb nie ein deutscher Historiker, als dieser Mann; ein Gedanke springt immer dem andern in den Weg, eine Epoche rennt der andern quer über die Beine. Aber es ist so viel Mark, so unendliches Wissen in allen diesen quereinspringenden Episoden, daß sie uns unaufhaltsam in ihre Verwirrung mitreißen und nicht loslassen, bis wir ihren Wirbeltanz bis zum letzten Sprung mitgemacht haben. Herr von Hormayr ist mit der Tochter eines Leipziger Banquiers, einer Unverwandtin der Madame Laube, vermählt, so daß Heinrich Laube gewissermaßen der Onkel des alten Parteigängers und Tyrolerhauptmanns ist.

Ein Gast anderer Art war Herr von Gall, der Intendant des in letzterer Zeit so viel erwähnten Hoftheaters in Oldenburg und als Schriftsteller durch das lebenswürdig geschriebene Buch „Paris und seine Salons“ (zwei Bände, Oldenburg 1844), sowie durch seine Schrift „Der Bühnenvorstand“ hinlänglich bekannt. Das rüstige Hoftheater in Oldenburg mit Herrn von Gall als Intendanten und Julius Mosen als Dramaturgen an der Spitze scheint ein wahres „lerme modèle“ eine kleine Musterwirthschaft zu sein, wo man vor keinem Experiment zurückzuschrecken braucht, ja wo sogar das Experimentiren im Interesse dramatischer Poesie eine Hauptaufgabe zu sein scheint, und die Resultate zweifelhafter Dinge gerade mit um so mehr Spannung verfolgt werden. Ein gebildeter Hof und ein abgeschlossenes,

gewähltes Publicum unterstützt die guten Intentionen der Bühnensleitung, und von der Art, wie Regie und Schauspieler dort fleißig sein müssen, zeigt die seltene Thatsache, daß an 28 auf einander folgenden Abenden, 28 neue Stücke aufgeführt wurden.

Die Schriftstellerversammlung hat uns auch noch zwei Gäste zurückgelassen, die einen längern Aufenthalt in Leipzig nahmen, Berthold Auerbach und Joseph Rant. Beide vollenden hier größere Arbeiten, die im Verlage Leipziger Buchhändler erscheinen. Berthold Auerbach schreibt außerdem noch eine umfangreiche Novelle für das Brockhaus'sche Taschenbuch „Urania.“ Von seinen Dorfgeschichten ist die vor Kurzem erschienene zweite Auflage gleichfalls erschöpft, und der glückliche Autor hat nun Aussicht auf eine dritte Auflage, ein wahrhaft seltener Succes in der Belletristik. Meyerbeer sagte zu einem meiner Freunde in Berlin: „Wenn Sie von dem Leben und seinem hölzernen Getrommel so recht betäubt sind und sich nach Ruhe sehnen, nach irgend einem einsamen, frischduftenden Wald, so nehmen Sie Auerbach's Dorfgeschichten in die Hand; lesen Sie eine Stunde und Sie werden einen wunderbaren Frieden in Ihrer Seele finden. —“ Dieses Urtheil charakterisirt das Buch erschöpfend. Gerade das Prickelnde, Aufreizende, das unser jetziges Leben überall bietet, erklärt die Vorliebe für Stilleben in Büchern und Gemälden. Unsere Gesellschaft trägt jetzt im Ganzen den Charakter Meyerbeer'scher Hugenottentöne; Bertram und Robert singen aus allen Ecken: überall strebt die lebenskräftige Gegenwart, von den dämonischen Vaterrechten der finstern mittelalterlichen Vergangenheit sich loszulösen und ist sie kampfes- und dissonanzenmüde, so rettet sich die Phantasie gern in die stille Dorfwelt, wo das Leben noch mit gleichmäßigen Ruderschlägen über den ruhigen Landsee hinzieht.

Auch Theatergäste sahen wir in den letzten Wochen mancherlei. An ihrer Spitze Madame Birch-Pfeiffer, die sich uns in ihrem Doppelleben als Schauspielerin und Theaterdichterin zeigte. Sie trat in ihren dramatisirten Bremer- und Paalzow-Romanen auf: „Thomas Tyrnau“ und „Mutter und Sohn.“ Das Publicum zeigte sich artig und theilnehmend für das savoir faire einer Dame, die aus dem Kürbiß dickbändiger Geschichten die Effectstücke herauschält und die einzelnen Schnitte auf dem Präsentirteller zu einem Ganzen zu ordnen versteht, mit echt weiblicher Geschicklichkeit. Die Kritik ließ jedoch ihren ganzen Zorn los und donnerte gegen die arme Frau mit nichts weniger, als artigen Ausdrücken. Die Kritik soll auch kein artiges Schooßhündchen sein, sondern eine tüchtige Dogge, die jedem Unberufenen den Eintritt wehrt. Nur darf sie sich nicht ohne Noth in Athem setzen. Den Autor, der mit literarischen Präntensionen auftritt und mit falschen Schlüsseln das Pantheon öffnet, den zerfleische sie und säubere den Platz von seiner gefährlichen und unlegitimen Gegenwart. Allein Madame Birch-Pfeiffer wird dem Gebiete der Literatur nicht gefährlich wer-

den; es ist nicht zu fürchten, daß sie wie z. B. die Müllner-Houwald-Grillparzerische Schicksalstragödien ein falsches Princip in die Poesie einführen wird. Auf ihrem Gebiete hingegen verdient das Talent dieser Frau gewiß Anerkennung. Ihr Gebiet ist, was man in Paris das Boulevard-, in Wien das Vorstadttheater nennt. Einen Pariser Kritiker, der für die Autoren des Gymnase, der Varietés oder des Theaters de la porte St. Martin, dieselben Maßstäbe anlegen wollte, wie für das Theater français und das Odeon, den würde alle Welt auslachen. Die Masse verlangt andere Dramen, als die Aesthetik. Sener gegenüber handelt es sich nicht darum, höhere Kunstprincipien zu verfolgen, sondern die Aufgabe ihrer Theater besteht darin, eine sittliche Unterhaltung jenem Theil der Bevölkerung zu bereiten, der sie sonst — wie man namentlich in Berlin zur Genüge sieht — in Kneipen, Spielhäusern u. s. w. suchen würde. Diese Theater sind vom politischen, vom socialen, vom humanen und zu allerletzt erst vom ästhetischen Gesichtspunkt aufzufassen. Die deutschen Städte haben mit Ausnahme Wiens, Hamburgs und Münchens keine solche Institute. Das eine Haus muß für alle Fraktionen der Bevölkerung dienen, und es entsteht daher der Widerspruch, daß über literarisch werthvolle Stücke und über Massenstücke ein und derselbe Richterpruch gefällt wird. Auf diese Weise ist Madame Birch-Pfeiffer gewissermaßen verfehmt worden, und es gibt keinen harten, rohen Ausdruck, den man ihr erspart. Und doch besitzt diese Frau ein unbezahlbares Talent für das Volksstück, und vergleicht man ihre Erzeugnisse mit den französischen ähnlicher Gattung, in welchen zu allen blutschänderischen Unthaten Zuflucht genommen wird, um die Theilnahme der Massen zu stacheln (und die Uebersetzungstagelöhner sorgen dafür, daß auch das deutsche Volk seinen Antheil daran erhält), so muß man der Birch-Pfeiffer wenigstens dafür Achtung zollen, daß sie das deutsche Sittlichkeitsgefühl überall vorherrschen läßt und geschickter sogar als die Franzosen es versteht, die Phantasie des Philisters zu fesseln, ohne sie zu verderben. Ihre „Marquise von Vilette“ ist hier noch unbekannt; doch nach Heinrich Laubes Urtheile in diesen Blättern soll die Verfasserin mit diesem Lustspiele ihr bisheriges Gebiet verlassen und dem höhern Genre sich zugewendet haben.

Die Leipziger Bühne glich in den letzten Wochen einem Taubenschlag; die fremden Sängerinnen und Schauspielerinnen flogen aus und ein, daß einem die Ohren schwirrten. Die Sparsamkeitsgelüste, die den sonst so wackern Director Herrn Dr. Schmidt beschlichen, sind ihm theuer zu stehen gekommen. Unsere beliebte, graziose Liebhaberin, Fräul. Baumeister, erhielt einen Ruf nach Hannover; erbot sich aber, in dem ihr werth gewordenen Leipzig zu bleiben, wenn man ihren bis jetzt so geringen Gehalt nur einigermaßen in's Niveau der ihr von Hannover gebotenen Gage brächte. Die Direction weigerte sich und nun kostet das ganze Herr von Liebhaberinnen, die auf Engagement

und Gastspiel verschrieben wurden, drei Mal so viel als die geforderte Summe — und noch hat sich die Ersahmännin nicht gefunden! — Unter den singenden Gästen verdienen drei Damen Erwähnung: Fräul. Tuczek, vom Berliner Hoftheater, Fräul. Ender, vom Pesther, und Fräul. Limbach, vom Cölnner Theater. Die Tuczek, die in einigen ihrer Glanzpartien auftrat, erregte außerordentliche Theilnahme. Zwar ist sie keine Sängerin di primo cartello und kann mit einer Sonntag, Luger und Schröder-Devrient von ehemals nicht verglichen werden, aber eine angenehme, glockenhelle Stimme, ein leichter, vogelreiner Anschlag, die elegante, halbitalienische Bildung der Wiener Gesangsschule, graziose Bewegungen, dies Alles zusammen machen sie zu einer liebenswürdigen, bisweilen sogar hinreißenden Erscheinung. Am interessantesten erschien ihre Persönlichkeit in der Nachtwandlerin. Die krankhafte, mondbleiche Amina wurde doppelt rührend durch das Durchschimmern der eigenen krankhaften Individualität der Darstellerin. Die Sängerin sang sich selbst. Bekanntlich leidet die jugendliche Künstlerin an einem nervösen Zucken, das sie wie eine Mimose jeden Augenblick erschüttert, und über ihr sanftes Gesicht wie das Wetterleuchten einer unsichtbaren Gewalt hinwegfliegt. Es ist, als hätte eine fremde, unheimliche Macht dieses zarte Leben in ihren Banden und gemahnte jeden Augenblick, daß es ihr verfallen. Psychologisch merkwürdig ist es, daß während die junge Sängerin auf der Bühne sich befindet, sie Meisterin dieser unheimlichen Zuckungen wird, es ist als eilte der helle Genius der Töne ihrer ringenden Seele zu Hilfe und kämpfe die dämonische Gewalt nieder. Aber wie die Arme von der Bühne tritt, rächt sich diese doppelt an ihr und es ist herzerreißend, wie es mit den heftigsten Ueberfällen den zarten Körper durchschüttelt. — Fräulein Ender ist aus derselben Wiener Schule, wie die Tuczek, und gehörte in Pesth und an der Josephstadt zu den Lieblingen des an gute Methode gewöhnten Publicums. Hier in Leipzig trat sie jedoch unter erschwerenden Verhältnissen auf. Die Stimme war von der Reise angegriffen und die Direction beging die Ungeschicklichkeit, sie in Partien auftreten zu lassen, die zwar der Augenblick gebot, die aber nicht geeignet sind, eine Sängerin von ihren besten Seiten kennen zu lernen. So konnte sich Fräulein Ender, welche wir in Pesth einem viel anspruchsvollern Publicum genügen sahen, hier nur einen Succes d'Estime erwerben. In einer ähnlichen Lage befand sich Fräulein Limbach, die im Spiel ihre Nebenbuhlerinnen alle überragte, eine der wenigen Sängerrinnen, die einen Charakter zu schaffen wissen, deren Stimmittel aber nicht ausreichen, um den gespielten Charakter in einen gesungenen umzugießen. Durch die Anwesenheit der Limbach wurde uns auch eine neue Oper von einem deutschen Componisten: „Sarah oder die Weise von Lincoln“ komponirt von Telle vorgeführt. Der Erbfluch deutscher Tonichter: ein schlechtes Libretto hat auch Herrn Telle verfolgt. Doch fand die

Sper eine freundliche, wenn auch nicht glänzende Aufnahme. — Vielleicht kommen wir in einem nächsten Briefe auf das Leipziger Theater, seine Kräfte und seine Leistungen in einer vollständigen Uebersicht zurück. Es wird im nächsten Monate ein Jahr, daß Herr Dr. med. Schmidt die Direction dieser Bühne unter sehr günstigen Umständen angetreten hat, und es hat in diesem Jahre manche Erscheinung sich herausgestellt, die für die Erfahrungen moderner Bühnen von Wichtigkeit und Interesse ist und eine nähere Beleuchtung verdient. — J. K.

III.

N u s W i e n .

I.

Vor und zurück. — Die Landstände. — Lithographirte Oeffentlichkeit. — Die Censurpetition. — Denkwürdige Aeußerung des Fürsten Metternich.

Der Fortschritt in Oesterreich gleicht jenen alten Buszpilgern, die zu dem Gnadenorte zwei Schritte vor und einen Schritt zurück wallfahren. Ist diese Buße für alte Sünden? Wer will leugnen, daß Oesterreich vorwärts schreitet? Wer aber muß nicht eingestehen, daß bei allen diesen Vorwärtsversuchen der alte Zügel die Pferde, statt sie im gesunden Trabe zu lassen, immer wieder zögernd zurückzieht. Was wir in den letzten Wochen hier Politisches erlebten, kann dies näher motiviren. Zuerst vom Vorwärts. Unsere niederösterreichischen Landstände haben dieses Mal ihren Landtag auf eine Weise abgehalten, die eine nähere und glänzendere Beleuchtung verdiente. Schon daß der Landtag dies Mal volle acht Tage dauerte, während er bisher in der Regel in einem Tage abgethan ward, verrieth das lebendigere politische Leben, das in demselben herrschte. Details über die Verhandlungen sind bei der Heimlichkeit unsers ganzen Staatslebens und den Sclavenfesseln unserer Presse nicht zu verlangen. Vielleicht würde mancher unserer jüngern Landstände sich gern dazu verstehen, der Presse, sogar der ausländischen, Mittheilungen zu machen, wenn er die Gelegenheit bei der Hand hätte. Bei der Schwierigkeit jedoch, mit fremden, unbekanntem Journalen zu communiciren und sich einer Redaction heimzugeben, deren Persönlichkeiten man nicht kennt, fallen alle solche Veröffentlichungswünsche in den Brunnen. Man hat zwar den Antrag gestellt, die Verhandlungen zu lithographiren, aber erstens wird bezweifelt, ob die Erlaubniß dazu herablangt, zweitens würde diese Erlaubniß von vorn herein nur unter der Verklauelirung des Privatgebrauchs nachgesucht. So viel man mit Gewißheit erfährt, war der Hauptantrag der Stände dahin gerichtet, daß dieselben, in Kraft ihrer Rechte und Privilegien, als ein berathender Körper hinsichtlich allgemeiner Angelegenheiten der Provinz angesehen werden möchten. Dieses Recht ist in den letzten vierzig Jahren außer Brauch

gekommen und der Adel büßt nun jetzt seinen alten Leichtsinm und frevelhafte Gleichgiltigkeit für die öffentliche Sache. Specielle Vorschläge sind gemacht worden hinsichtlich eines landschaftlichen Credit- und Hypothekensystems, hinsichtlich der noch obschwebenden Regulirung der sogenannten Domesticalschulden, hinsichtlich einer mit der Rusticalsteuer verbundenen Brandasscuranz (wodurch die endlosen Aufforderungen zu milden Beiträgen bei stets sich erneuerndem Brandunglück einmal ein Ende nähmen) u. s. w. Der beste Geist herrschte bei allen diesen Verhandlungen und es haben namentlich einige Herren aus dem Ritterstande tüchtige Kenntnisse an den Tag gelegt.*) Die Regierung soll sich den meisten Anträgen willfährig zeigen! Alle unsere Fortschritte bewegen sich fast jedoch ausschließlich auf materiellem Gebiete; das geistige Leben bleibt in die alten Grenzen gebannt. Ein anderer Correspondent hat Ihnen bereits gemeldet, auf welche Weise die mit so vielem Gelat unternommene Censurpetition gescheitert ist. Von allen den schönen Hoffnungen, von allen den Gerüchten einer freisinnigern Gedankenäußerung ist auch nicht ein Wort in Erfüllung gegangen. Beschleunigung der Manuscriptpetition, das ist das einzige, was verbessert wurde. Die Manuscripte aber, die wir in gegenwärtigen Verhältnissen aus der Censur bekommen, haben am allerwenigsten Eile, sie stehen ohnehin nicht in der Zeit.

Höchst merkwürdig ist eine Aeußerung des Fürsten Metternich, die in allen literarischen Kreisen hier besprochen wird. Der Fürst sagte nämlich zum Professor Endlicher, der eine Audienz bei ihm hatte: „Seit 28 Jahren beschäftige ich mich mit dem Fortschritte Oesterreichs, und sehen Sie, hier liegen die Carlsbader Beschlüsse, zu einer Revision vorbereitet. Da kommen Sie mit Ihrer unglücklichen Petition dazwischen und verderben mir Alles; — abzwingen läßt sich die Regierung nichts.“

2.

Theater. — Die bedauernswerthe Hasselt-Barth. — Die engagirte Justizräthin. — Dingelstedt und seine Gattin. — Spindler und seine Tochter. — Georg Wigand und Fröbel. — Ein Abgeordneter der Illustriren. — Die Staatskanzlei und die sächsische Regierung.

Wer jetzt nicht über das heiße Kalkpflaster unserer Straßen gehen muß, der ist gewiß in die Bäder oder in die grüne Umgegend geflohen. Die Theater haben Ferien und ihre Mitglieder erwerben sich im Schweiß ihres und des Publicums Angesicht Einnahmen an den Provinzialbühnen. Das Fichtner'sche Ehepaar gastirt in Prag,

*) In der niederösterreichischen Ständetafel sitzt der geistliche und Ritterstand ohne Vorrechte neben einander. Nur hat der Prälat von Melk als Privilegium die erste Stimme, und dem Fürsten Liechtenstein wird aus freiwilliger Rücksicht die zweite Stimme zuerkannt.

Löwe in Lemberg, La Roche in Hamburg. Die Hasselt-Barth und Staudigl sind in London. Die Hasselt, eine große Freundin von Ducatengruppen, hatte in London das Mißvergnügen, drei Wochen unwohl zu sein, sie hatte schon für die ersten 8 Tage in den Privatcirkeln der Aristokratie Engagements für 140 Pfund (1400 Gulden) und mußte die goldenen Vögel davon fliegen lassen; das schmerzt ein gefühlvolles Herz. — Das vielbesprochene Theater an der Wien soll am 1. September unter dem neuen Director eröffnet werden. Herr Pokorny reist im Gefolge eines hiesigen Beamten, Herrn Reichardt, in Deutschland und soll sehr glückliche Engagements gemacht haben. Namentlich hört man von einer jungen Sängerin Mad. Feringer aus Hamburg und der Justizräthin (!) Burkhard aus Berlin. Letztere soll eine gute Schule haben, bisher aber bloß als Dilettantin aufgetreten sein, da ihr Gatte sich nicht entschließen konnte, sie in Berlin die Bühne betreten zu lassen, was ihm, dem Beamten, auch übel vermerkt worden wäre. So werden wir denn die Ehre haben, die preussische Justiz, und zwar öffentlich und mündlich, auf der Bühne repräsentirt zu sehen. Unsere Kritiker mögen sich jetzt hüten, denn die preussische Justiz ist mit einer Anklage auf Majestätsbeleidigung gleich bei der Hand. — Sie haben in einer frühern Correspondenz die Meldung gehabt, daß die Luze wieder die Bühne betreten wird; dies ist ein Irrthum. Es wird wahrscheinlich ein Proceß darüber entstehen, aber Dingelstedt will weder seiner amtlichen noch seiner literarischen Stellung so viel vergeben, daß er seine Gattin noch einmal die Bühne betreten ließe. — Von fremden Gästen haben wir in diesem Augenblicke Spindler hier; ein schlichter, einfacher Mann, der in vieler Beziehung gegen Gutzkow einen Contrast bildet, wie Süddeutschland zu Norddeutschland. Spindler ist gleichfalls ein geborener Preuße (aus Breslau), hat aber seine Erziehung in Straßburg erhalten. Er ist jetzt ungefähr ein Mann von fünfzig Jahren; seine Tochter ist mit ihm hier, er hält sie jedoch etwas geheimnißvoll von dem Eintritt in die große Gesellschaft zurück. Von Leipzig befindet sich in diesem Augenblicke der Buchhändler Georg Wigand hier; es ist jedoch Niemandem in den Sinn gekommen, ihn auf der Grenze zurückzuweisen (siehe Fröbel), obgleich er offenbar in Verlagsgeschäften sich hier befindet. — In ähnlichen Geschäften befindet sich der Redacteur der Illustrierten Zeitung, Herr Dr. Schellwitz, hier. Er brachte Empfehlungsschreiben von dem sächsischen Minister, Herrn von Falkenstein, an den hiesigen sächsischen Gesandten, Herrn von Könnert, mit, und dieser, ein sehr liebenswürdiger Herr, führte ihn überall ein, wo es ihm von Nutzen sein könnte. Die Verleger der Illustrierten Zeitung haben nämlich dem Dr. Schellwitz das Mandat gegeben, den Stempelausschlag, dem man die Illustrierte unterworfen und der am 1. Juli — wenn ich nicht irre — in Wirksamkeit hätte treten sollen,

abzuwenden, da sie glaubten, es sei dies in Folge eines mißliebigen Artikels decretirt worden. Es wurde jedoch dem Dr. Schelwig der Aufschluß gegeben, daß der politische Wochenbericht, den die Illustrierte bringe, dieselbe in den Rang politischer Zeitungen stelle, und man doch unmöglich einer fremden Zeitung mehr Vergünstigung als einer einheimischen schenken könnte. Wenn die Verleger sich verstehen würden, diesen politischen Wochenbericht wegzulassen, so würden auch die Stempelgebühren nicht verlangt werden. Einmal aber mit Stempel belastet, stünde andererseits der Redaction frei, so viel Politik wie die Augsburger zu bringen. Letzteres soll daher die Verleger auch veranlaßt haben, lieber den Stempel (der übrigens bloß 1 Fl. 44 Kr. per Jahr beträgt) zu bezahlen und ein weiteres Gebiet für die Tagesneuigkeiten sich zu sichern. — Uebrigens steht die sächsische Presse bei der Staatskanzlei sehr schlecht angeschrieben und mit Ausnahme der Leipziger Zeitung, der Illustrierten und der Dresdner Abendzeitung sind alle in Sachsen erscheinenden Blätter streng verboten. In letzterer Zeit hat namentlich die religiöse Polemik hier sehr böses Blut gemacht, und es ist wohl möglich, daß an die sächsische Regierung Reclamationen gegen die Leipziger Presse im Allgemeinen erlassen worden sind, die um so gewichtiger in die Waagschaale fallen würden, als man sich in der Staatskanzlei nicht so schnell zu Reclamationen entschließt. Denn diese Anerkennung muß man unserer Regierung schenken — sie ist nicht kleinlich. B...

IV.

N u s W e i m a r.

Die Stände und Carl August. — Der Buchbinder Adam Henß. — Drei politische Stadien. — Genie der Frauen. — Ein Schmeichler.

Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren. — Soll ich Ihnen von Politik erzählen? — Wenn nicht die Stände beisammen sind, haben wir keine, ja selbst dann erfahren wir nichts, denn die Verhandlungen unserer Kammern gehen bei geschlossenen Thüren vor... Man macht den Wig: der Großherzog Carl August, der den Weimaranern die Constitution schenkte, wollte auch Deffentlichkeit der Verhandlungen, aber die Abgeordneten sollen sich geschämt haben vor aller Welt zu sprechen und baten um verschlossene Thüren. — Doch erfährt man dann und wann Manches und man findet diese Scham vorzüglich in der Pairskammer vollkommen gerechtfertigt. — Carl August war der Kaiser Joseph Weimars. — Er wollte seinem Lande auch öffentliches Gerichtsverfahren geben, aber da bedankte sich das Land schönstens. Jetzt hätten's die Weimaraner gerne, aber — proßt die Wahlzeit. Carl August wollte sich auch eine Civilliste aus-

Grenzboten, 1845. III.

segen lassen, da waren die Weimaraner gerührt und eine gemüthliche, aber unpolitische Scham überkam sie; ihrem guten August wollten sie nicht das Brod zuschneiden. „Aber“ gibts noch eine ganze Menge, fast eben so viele, als Weimar Minister und Geheime Rätbe und hohe Schwäger und Schwägerinnen hat. — Diesem „Aber“ wird noch lange nicht abgeholfen werden, denn der nächste Landtag wird wieder meist nur Beamte im Ständehaus versammelt sehen, und die tanzen wie ihnen vorgepiffen wird. — Darüber und über die Einsichtslosigkeit der Wähler ärgert sich der gute Meister Adam Henß, der doch gezeigt haben sollte, wie viel besser es dem Volke ist, einen Mann aus seiner Mitte, der seine Leiden und Uebel kennt, zu wählen, als abhängige B.-soldate. Wissen Ihre Leser denn auch, wer Adam Henß ist? — Es ist der Buchbindermeister, Landtagsabgeordnete und Verfasser „der Wanderungen und Lebensansichten eines Buchbinders,“ eines Buches, das mehr Erlebnisse schildert als hundert Touristen, das mehr gesunde Moral enthält als ein dickes Predigtenbuch und mehr gesunde Politik als zehn Jahrgänge der königlich preussischen Staatszeitung. — Wenn Sie einmal nach Weimar kommen, gehen Sie nur Mittags zwischen Zwölf und Eins in den Rathskeller, und dem alten, greisen Manne, mit gebeugtem Nacken und falttenreichem Gesichte, der oben sitzt am obersten Ende des Tisches und sich es wohl sein läßt bei einem Löpschen Bier, dem drücken sie die Hand, es ist die Hand eines trefflichen deutschen Mannes aus dem Volke, es ist die Hand des Buchbindermeisters Adam Henß. Er wird Ihnen über die Zustände seines kleinen Vaterlandes bessere Aufschlüsse geben, als mancher Geheime Rath es könnte, und Sie werden ihn mit der freudigen Erfahrung verlassen, daß nicht nur in Frankreich der petit bourgeois ein vernünftiges Wort über Staatsfachen zu sprechen weiß. — Wenn Sie sich dann in der Stadt nach Adam Henß erkundigen, werden Sie sehen, wie jeder Bürger Ihnen mit Stolz und bedeutender Miene von seinem Mitbürger sprechen wird, und werden erfahren, daß wenn irgendwo ein Vater unmündiger Kinder auf dem Todtenbette liegt, sich seine sorgenvolle Stirn entfaltet, so Henß die Vormundschaft seiner Kinder annimmt. — A. Henß ist nun wirklich der sogenannte Vater einer ganzen Schaar unmündiger Waisenkinder und wahrhaftig er ist kein Lustspielvormund. — Selbst in aristokratischen Kreisen werden sie nur mit großem Respekt von dem Buchbindermeister sprechen hören. Ein Schriftchen, welches er, ein geborener Katholik, schon vor mehreren Jahren veröffentlichte, soll schon alle die Bedenken enthalten und alle die Uebel klar aufdecken, die heut zu Tage die neuen Dissenters zur Losreißung von der alten Mutterkirche bewegen. Die Bekanntschaft mit Henß hat mich mit großer Schnelligkeit über eine Uebergangsperiode fortgebracht und mich in das dritte Stadium gebracht, auf das

jeder Deutsche, der sein Volk nur recht kennen lernt, kommen muß. — Im ersten Stadium, in den politischen Illusionsjahren schwärmt man für Alles, was deutsch ist, man ist entzückt von der Rohheit des Mittelalters, man versenkt sich in die deutschen Sagen, man träumt von den Hohenstaufen, man liest die Romantiker und bedauert im Jahre 1813 nicht schon zwanzig Jahre alt gewesen zu sein, hierauf folgt die Zeit des Grübelns und der Skepsis, man sieht, es ist nicht Alles so, wie es sein sollte in deutschen Landen, ja, daß nur traurig wenig so ist, wie es ein ehrliches Herz haben möchte, man wird ungeduldig und endlich ein Sansculotte *comme il faut*, man schüttet das Kind mit dem Bade aus und verachtet Regierungen und Völker. In dem dritten erwähnten Stadium aber kommt man in die Welt, man sieht sich im Volke um, man lernt den Bürger kennen, den Bürgeradel, wie Heinrich König sagt, und man glaubt an einen echten Kern des deutschen Volkes, aus dem sich vielleicht einmal ein großer schattiger Baum, vielleicht ein Freiheitsbaum entwickeln wird.

Von Henß wäre es sehr leicht für den Correspondenten auf die Weimarsche Literatur überzugehen, wenn es nur eine gäbe. — Kinderschriften werden nur in pädagogischen Zeitungen besprochen, so kann ich ihnen nicht einmal über Amalia Winter Vieles sagen, da diese Dichterin sich jetzt fast ausschließlich dem jungen dankbaren Geschlechte gewidmet hat und fast nur Kinderbücher schreibt. — Udele Schopenhauer ist nach Italien gereist, um, nach Erscheinung ihrer Anna, auf Vorbereren ruhen zu können. Außer den beiden Frauen hat Weimar fast gar keine neuere Literatur mehr. Ueberhaupt scheint sich hier das Talent unter die Frauen zu flüchten, wir haben Bildhauerinnen und Malerinnen, z. B. die beiden Fräulein Focia und Seidl. — Von letzterer kann man in dem neuen Götterzimmer im Schlosse ein hübsches Basrelief sehen.

„La Cour de Weimar. Fragment d'un ouvrage inédit par le Comte de Suzor“ — so heißt eine 46 Seiten lange Schmeichelei, die ihres Gleichen sucht in allen Literaturen der jetzigen Zeit; sie ist geistlos, aber gigantisch, was das Zusammentragen jeder Art der niedrigsten Kriecherei betrifft. Herr Graf Suzor, der übrigens nichts weniger ist, als ein Graf, findet Alles, was zum Hofe von Weimar gehört, geistreich, liebenswürdig, tugendhaft, entzückend, schön, rührend, mit einem Worte, göttlich; aber nicht zufrieden damit, breitet sich seine Alles umfassende Begeisterung auf Alles aus, was mit dem Hofe von W. nur in einer Verbindung oder Verwandtschaft steht: auf Rußland, Oldenburg, die kleinen sächsischen Höfe, die Prinzessin von Orleans, die Prinzessin von Preußen u. Die beste Kritik sprechen die Weimaraner Hofdamen über die grandiose Schmeichelei aus, indem sie sie verlachen. Eine Schmeichelei, welche Hofdamen lächerlich fin-

den, die muß groß sein! Nemer Graf von Suzor, all' die Mühe um ein Nichts, denn du wirst doch nicht Prinzenerzieher. Die 46 Seiten schließen mit folgenden Worten: fliehst London, fürchtet Madrid, reitet als Sybarite nach Wien, als Künstler nach München, als Gelehrter nach Berlin, berühret Constantinopel, besucht aus Neugierde Warschau und St. Petersburg, haltet euch lange in Dresden auf, und wenn ihr durch Zufall oder Unglück nicht in Paris leben könnt, gehet nach Weimar, — dort findet ihr die Ruhe — und vielleicht das Glück. Was hätte man zu Goëthe's, Schiller's, Herder's, Wieland's und Carl August's Zeiten sagen können?

V.

Aus Berlin.

Die Berliner Vossische Zeitung vom 24. Juni theilt aus Varnhagen's preussischem Charakterbild „Hans von Held“ eine Stelle mit, welche dort lautet: „Wer von unsern Zeitgenossen wachen Auges und fühlenden Herzens an den Tagesereignissen Antheil nimmt, dem brauchen wir nicht zu sagen, welch ein trauriges Geschick in den meisten Fällen das eines Staatsgefangenen ist. Dank der Menschlichkeit und Aufklärung, welche das achtzehnte Jahrhundert in Deutschland hervorgearbeitet und hauptsächlich in Preußen dem Staat einverleibt hat, findet diese Schilderung auf unsern Freund (Held in der Hausvoigtei 1801) nur geringe Anwendung.“ Diese Schilderung? Ist die voranstehende Bemerkung von vier Zeilen eine Schilderung? Nein! Aber im Buche fehlt sie nicht, nur hat die Vossische Zeitung sie ausfallen lassen, und das nachfolgende „Dank der Menschlichkeit ic.“ unmittelbar an die ersten Zeilen herangeschoben, ohne die Lücke nur ahnden zu lassen. Die ganze Anführung ist aber dadurch zwecklos, und zu Ehren der Wahrheit und des Autors tragen wir hier das dort Ausgefallene getreulich nach. Im Buche heißt es nämlich unmittelbar nach den Worten „eines Staatsgefangenen ist“, wie folgt: „Die schreienden Beispiele in Deutschland, des Professors Jordan, des Rectors Weidig, die bitteren Klagen, die unaufhörlich aus Frankreich herüberschallen, sind aller Welt bekannt; einzig England macht in diesem Bezug eine nie genug zu preisende Ausnahme. Wir sehen, wie für den Unglücklichen, der unter jene Benennung fällt, mehr noch als die Strenge des Gesetzes, die Leidenschaften der Macht zu fürchten sind, wie Unparteilichkeit und Milde dem unterthänigen Eifer, der fühllosen Härte weichen, wie die Untersuchung fast immer in Haß und Feindschaft, in schadenfrohen Hohn ausartet. Wir wissen, durch welche unnöthige Versagungen, peinliche Förmlichkeiten und endlose Hinzögerungen die Kerkerhaft zur verzeißelungsvollen Marter wird,

wie jede Kleinigkeit zur Erleichterung des Lebens, zur Erquickung des Geistes, oder gar zum Bedarf der Vertheidigung, meist demüthig erbetelt, langwierig erwartet, und allenfalls mit Gold aufgewogen werden muß; nicht zu gedenken der tausendfachen Quälereien, welche bald durch Einsamkeit und Stille, bald durch unwürdige Genossenschaft, durch Unbill und Lücke der Unterbeamten, durch verrätherische Aushorcher, durch alle die schändlichen Hilfsmittel, die man zu dem sogenannten Mürbemachen gebraucht, auf den politischen Gefangenen sich häufen, der vielleicht das reinste Bewußtsein trägt, noch nicht verurtheilt ist, vielleicht am Ende wirklich freigesprochen wird, einstweilen aber schlimmer als der gemeinste Verbrecher gehalten wird, aufgegeben von den erschreckten Freunden, abgeschnitten von der öffentlichen Stimme, deren scheues Anfragen in dunkler Unkunde auch bald verhallt.“ — Erst nach dieser Schilderung fährt darauf der Verfasser, und zwar in neuem Absage, fort: „Dank der Menschlichkeit und Aufklärung, welche das achtzehnte Jahrhundert in Deutschland hervorgearbeitet und hauptsächlich in Preußen dem Staat einverleibt hat, findet diese Schilderung auf unsern Freund in der Hausvogtei (Held 1801) nur geringe Anwendung; aber theilweise leider doch.“ — Wir sehen, daß hier ein ganz anderer Sinn zum Vorschein kommt, als der in jener Verstümmelung und Zusammenziehung noch übrig gelassene, und daß man dem Autor das größte Unrecht zufügt, wenn man ihm anstatt seines wirklichen Textes jenen unterschiebt. —

VI.

Romancero von Betty Paoli.

Im Norden schreiben die Frauen Romane, im Süden Verse, im Norden wollen sie geistreich sein, im Süden gefühlvoll; es ist das alles nach den alten Gesetzen, die Nord- und Süddeutschland von einander scheiden. Gräfin Hahn versuchte sich auch einmal in Versen, aber man sah bald, daß sie leichter einen Cavalier auf der Parade, als eine einfache Empfindung zu schildern im Stande war. Fräulein von Thüringsfeld, von wärmerem schlesischen Geblüte, zwischen Norden und Süden schwankend, liebt es, bald in Bequemlichkeit sich in ungebundener Prosa zu ergehen, bald sich im Harnac einer poetischen Empfindung zu wiegen, und ihre Bücher werden ein schönes Gemisch von Poesie und Prosa. Sie scheint mir gewissermaßen der Uebergang von der kalten Zone der Gräfin zum heißen Süden, den Betty Paoli repäsentirt. Das ist zwar sehr bombastisch gesagt, ist aber aus purer Höflichkeit für die Damen so stylisirt. Die Kritiker halten im Ganzen eben nicht viel von unserer Frauenliteratur und geben sich daher Mühe, das Unbedeutende, das sie darüber zu sagen

haben, in bedeutende Worte zu fassen; indessen ist es bei Einzelnen doch aufrichtig gemeint, und das Lob, das wir Betty Paoli zu spenden im Begriffe sind, ist keine bloße Höflichkeit.

Das wilde Feuer, das sich in ihren ersten Gedichten etwas zu amazonenhast äußerte, sich aber schon in den darauf folgenden, „nach dem Gewitter“ zu einer sanften, zugleich aber innerlich stark bewegten Weiblichkeit milderte, hat sich im Romancero schon hie und da zur epischen Ruhe niedergeschlagen. Zwar ist Betty Paoli noch immer nicht stark genug, ihre Gestalten zu beherrschen, zwar läßt sie sich selbst noch zu oft von den Leiden ihrer Geschöpfe hinreißen, ja schmückt sie noch zu reichlich aus mit dem großen Schätze ihrer eignen Empfindungen, aber sie hat es doch schon über sich gewonnen, ihre Schöpfungen oder die Gestalten ihrer dichtenden Seele neben sich mit schwerlichem Auge wandeln zu sehen, ohne sich jeden Augenblick ihnen weinend in die Arme zu werfen — mit einem Worte, sie ist objectiver geworden. Nur in dem Gedichte „Maria Pellico“ tritt die Betty Paoli, die wir schon von früher kennen, etwas zu oft vor. Die innigen, liebevollen Leiden einer Mädchenseele waren auch zu verlockend für die Verfasserin der „Briefe an einen Verstorbenen,“ als daß sie sich nicht mit ihnen hätte schmücken sollen. Trotz dem, oder vielleicht eben darum ist dieses Gedicht vielleicht das schönste von den fünf, die der Romancero bringt. Diesem schließt sich das „Stabat mater“ an, ein Gedicht voll Blut der Farben, wie alte Glasmalerei.

Zu den Legenden Betty Paoli's hat Referent weniger Zutrauen, sie ist viel zu wenig harmlos und ruhig, um Legenden schreiben zu können, welche die höchste epische Ruhe bedürfen. Auch passen für diese Art der Poesie die abstracten Ausdrücke nicht, die Betty Paoli so oft gebraucht. Die Beichte des Mönches ist zu kraß, zu wild, zu berauscht und zu materiell, als daß sie überhaupt gefallen könnte, und sie thut es um so weniger, wenn man bedenkt, daß sie aus einer weiblichen Feder geflossen.

Die Ausstattung von Seiten des Verlegers ist wahrhaft prachtvoll in ihrer Einfachheit und der Dichterin würdig. G.

VII.

Notizen.

„Der letzte Czche“ von Tyl. — Berliner herumziehende Truppen. — Der Bundestag und die deutschen Regier. — Felicien David und die deutsche Einheit.

— Man schreibt uns aus Prag: Wie groß das Publicum für die czechische Literatur bereits geworden ist, können Sie daraus ersehen, daß von dem Roman von Tyl (in böhmischer Sprache): „Der letzte Czche“

eine Auflage von 3000 Exemplaren in wenigen Tagen vergriffen ward. Es hieß, das Buch werde nach der Hand confiscirt werden und man beeilte sich daher mit dem Ankauf. Die Untersuchungen in Warnsdorf, woselbst sich eine Dissentergemeinde gebildet hat, sind niedergeschlagen worden; man sagt auf Anrathen des Erzbischofs. In Trautenau, wo gleichfalls eine schismatische Bewegung Statt gefunden, über die wir jedoch keine nähern Aufschlüsse haben, soll gleichfalls der Weg eingeschlagen worden sein, der Sache ohne offenen Widerstand ihren Lauf zu lassen.

— Man schreibt uns aus Berlin: Am 18. Juni wurde das Quodlibet: „Versuche, musikalische Proberollen“ um sechs Uhr in Berlin, um acht in Charlottenburg von denselben königlichen Schauspielern gegeben, die in vollem Costüme eine Fahrt von einer Meile Weges machen mußten. Die Jungen auf der Straße und der Chaussée hatten ihren Tux an der herumziehenden Schauspielergesellschaft. Bedarf es eines schlagenderen Beweises für die Urmeligkeit des hiesigen Repertoirs, für den niederen Gesichtspunkt, von dem aus das Institut geleitet wird?

— Seit Kokebue der Große seine erhabene Dichtung „die Negerclaven“ geschrieben, ist in ganz Deutschland für diese unglückliche Menschenclasse, die in unserer Mitte zu einem so traurigen Loos verurtheilt ist, eine allgemeine Theilnahme rege geworden. Mit welchem Abscheu sah man bisher nicht die Tausende von Clavenhändler, die alljährlich auf der Leipziger, Frankfurter und Braunschweiger Messe eine Horde von Negern an den Meistbietenden verkaufen, welches Mitleid erregten nicht die armen Schwarzen, die in den heißesten Decembertagen unserer südlichen Zone die Zuckerplantagen auf der Lüneburger Heide bebauen müssen! Mit welchem Schmerzgefühl betrachtete nicht der ernste Menschenfreund die Peitschenhiebe und Stockschläge, mit welchen unbarmherzige deutsche Clavenaufseher die Unglücklichen an den Rhein und an die Elbe verkauften Africaner geißelten, als wären sie gemeine Soldaten, die von ihrem Hauptmann zu Stoßprügel verurtheilt wurden. Um so tief gefühltere Anerkennung verdient der Beschluß der Bundesversammlung, der, wie wir in allen Zeitungen lesen, den Negerhandel in sämtlichen deutschen Bundesstaaten in Zukunft auf das Strengste verbietet und so einem der dringendsten Bedürfnisse abhilft. Mögen immerhin einige andere unwichtige Dinge, die seit der Wiener Bundesacte noch nicht vollständig erledigt sind, wie z. B. eine Regulirung der landständischen Verfassung in sämtlichen deutschen Staaten, Einführung eines gleichmäßigen Preßgesetzes, Regulirung der Rechtsgleichheit aller christlichen Religionsparteien und bürgerliche Verbesserung der Juden, Einführung

eines allgemeinen deutschen Bürgerrechts u. s. w., eine geraume Zeit noch warten. Das Dringendste ist geschehen. Fortan wird in Deutschland der schändliche Negerhandel, diese große Schwäche unserer Nation, nicht mehr Statt finden. Für uns Alle ist dies eine große Beruhigung, denn wenn man sogar schon auf die Freiheit der Schwarzen bedacht ist, welche schöner Hoffnungen grünen dann am weißen Horizonte unserer eigenen Freiheit.

— Es geht jetzt mit Felicien David, wie es vor zwei Jahren mit Gallaut und Debiefse gegangen ist. In jeder Stadt, wo der Wüsten-Symphonist ankommt, beginnt der Streit über den Werth und Nichtwerth seiner Composition auf's Neue. Die einheimischen Künstler schreien: „Das können wir auch!“ ihre Gegner reizen sie durch Widerspruch, und wir armen Journale und unsere Leser müssen das Bad ausgießen und sollen aus Stolpe und Danzig, aus Hodi und Rutsch immer neue Bülletins bringen und lesen. — Die deutsche Einheit findet auch in den kleinsten Dingen ihre Gegenbelege. Nicht einmal in Bezug auf einen Künstler lassen wir eine Durchschnittsmünze gelten; die kleinste Stadt ist eifersüchtig auf die kritische Hegemonie Berlins oder Wiens und will ihr souveränes Urtheil für sich appart abgedruckt sehen. Die Franzosen haben gut Journalemachen. Paris ist pikant und was nicht in Paris vorgeht, das existirt nicht für sie. Ein deutsches Zeitblatt aber soll sich um jeden Hahn kümmern, der in dem letzten Dorfe der 38 Bundesstaaten zum ersten Male kräht, und dabei soll man nicht langweilig werden! — Felicien David war in Leipzig und führte in der Mendelssohntrunkenen Stadt seine Symphonie zweimal (im Gewandhaus und im Theater) mit gleichem Beifall auf. Ich nahm mir vor, über den merkwürdigen Componisten, der Franzose, Jude, St. Simonist, Wüstenreisender, vor allem Andern aber ein genialer Mensch ist, ein Langes und ein Breites zu schreiben. Aber da kommt unser Berliner Correspondent und erzählt den Lesern von der Aufführung der Wüste in Potsdam und in Berlin, unser Dresdner Correspondent wird uns wahrscheinlich wieder von Dresden (wo Felicien jetzt ist) etwas melden. Dann reist der Wüstenwanderer nach Prag, dann nach Wien, und wir müssen uns gefaßt machen, auch von dort her über ihn zu lesen und zu drucken. Wenn so Viele um den Tisch sich drängen, so ist es für den Hausherrn eine Pflicht der Artigkeit, seinen Platz den Gästen zu überlassen. — Wir schreiben also nichts über Felicien David in Leipzig, und glauben dadurch unsern Lesern wie unsern Correspondenten einen gleich angenehmen Dienst zu erweisen.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrá.